

Thomas Slunecko

Diesseits und jenseits von Begegnung. Zur Integration psychotherapeutischer Schulen aus personenzentrierter Sicht.

Abstract:

Der Artikel versucht zu entwickeln, wie sich Integrationsbestrebungen innerhalb der Psychotherapie durch den Rückgriff auf zentrale Elemente des personenzentrierter Ansatzes, insbesondere auf das darin formulierten Verständnis von Begegnung, gestalten lassen; damit werden Erkenntnis – und Wissensansprüche formulierbar, die der interpersonalen Natur der psychotherapeutischen Praxis angemessener sind als solche, die zum Zwecke einer vermeintlichen wissenschaftlichen Aufwertung aus anderen Fächern importiert werden. Vor allem wird auch ein produktiver Umgang mit der Schulenvielfalt möglich: das Bestehenlassen und im Dialog erst wechselweise Verständlichwerden von unterschiedlichen Positionen läßt sich als eine konstitutive Qualität der Gesamtdisziplin Psychotherapie verstehen, die sie sich gegenüber vereinheitlichenden und reduktionistischen Ansprüchen unbedingt bewahren sollte. Für den personenzentrierten Ansatz gibt der Dialog mit den „anderen“ Gelegenheit, sich bestimmter kultureller und metaphysischer Erbstücke bewußt zu werden, die in der weiteren Entwicklung problematisch werden könnten.

Keywords: *Therapitheorie, Begegnung, Schulenintegration, Grundlagenforschung, Weiterentwicklung des personenzentrierten Ansatzes*

Die Ausgangslage und das Problem

In letzter Zeit verdichten sich allorts Bestrebungen, häufen sich Projekte, die in der einen oder anderen Weise eine Begegnung zwischen verschiedenen therapeutischen Schulen zum Thema haben. Klienten- bzw. personenzentrierte Vereine, dialogisch wie sie sich nun einmal verstehen, sind dabei oft besondere Kristallisationspunkte. Erinnern wir uns nur an die von der Person-centered Association of Austria (PCA) veranstaltete, vielbeachtete Dialogreihe zwischen klienten- bzw. personenzentrierten Therapeutinnen und prominenten Vertreterinnen anderer Schulen, deren Ergebnisse Korunka (1997) herausgegeben hat.¹ Ebenso wenig ist es ein

Zufall, daß sich bereits in der ersten Ausgabe des vorliegenden Journals ein Artikel zum Dialog der Schulen (Butterfield-Meisel, Hadinger, Keil, Kurz, de Mendelssohn, Schmid & Schwager-Scheinost, 1997) findet, dessen Untertitel – Ähnlichkeit und Differenzen – mir hier das Stichwort für Überlegungen sowohl zur Schulenintegration als auch zur theoretischen Entwicklung und Reflexion des personenzentrierten Ansatzes selbst gibt.

Das Auffinden des Unterscheidenden im scheinbar oder zunächst Ähnlichen und umgekehrt das Finden des Gleichen im scheinbar zunächst Unterschiedlichen stellen die beiden grundsätzlichen Operationen menschlicher Erkenntnis dar. Wie in jedem komplexen System vollzieht sich die Entwicklung der Psychotherapie – die der Gesamtdisziplin wie auch die der einzelnen Ansätze – in genau dieser Spannung zwischen öffnenden (= neue Realität durch das Auffinden, Weiterverfolgen und Ausdifferenzieren von Unterschieden erschließenden) und schließenden bzw. stabilisierenden (= gemeinsame Identität durch Berufung auf Verbindendes formenden bzw.) Tendenzen, einer Spannung zwischen der Aufsplitterung in immer weitere Subschulen und dem Drang nach Vereinheitlichung. In letzter Zeit scheint dieses Verhält-

¹ Dabei konnten einige wichtige Erfahrungen darüber gesammelt werden, welche Rahmenbedingungen einem produktiven, von wechselseitiger Neugier und Erkenntnisinteresse getragenen Schuledialog offenbar förderlich sind: Insbesondere sollte er nicht (bzw. nicht nur) im klinischen Konkurrenz- und Handlungsdruck geführt werden, und weder räumlich einer existierenden Schule zuordenbar noch in ein bestehendes Ausbildungscurriculum eingebunden sein (für die wissenssoziologische Begründung dieser Beobachtungen siehe Slunecko, 1997).

nis allerdings zu kippen: der Diskurs der Psychotherapie, insbesondere was die Frage der Schulenintegration betrifft, hat sich in letzter Zeit vorwiegend auf das zweite Moment konzentriert, auf das Auffinden des Gleichen im Unterschiedlichen, auf gemeinsame Wirkfaktoren, auf die Integration verschiedener theoretischer Modelle zu einem allumfassenden, für den Geschmack mancher aber doch entschieden zu stromlinienförmigen allgemeinen Modell.

Meiner Meinung laufen zwei sehr unterschiedliche Gründe in dieser Entwicklung zusammen: Den ersten könnte man als eine Art unbewußter metaphysische Hintergrundüberzeugung bezeichnen, die auch in anderen Disziplinen am Werk ist: das Phantasma von der Einheit des Wissens – jene Zielvorstellung also, daß das in der Psychotherapie herrschende Wissen über ihren Gegenstandsbereich letztlich widerspruchsfrei sein soll. In seinem bekannten Buch *Wider den Methodenzwang* (1976, v. a. das Kapitel über Wissenschaft und Mythos) ortet der Wissenschaftstheoretiker Paul Feyerabend darin die Identifikation des *Einen* mit dem *Guten* als Reflexion christlich-abendländischer Metaphysik und ihres Glaubens an den *einen* Gott und daher die *eine* gottgegebene Schöpfung. Ich werde auf dieses Argument noch einmal zurückkommen.

Das zweite Argument ist wesentlich pragmatischer: nach einem Jahrhundert weitgehend ungehemmter Proliferation therapeutischer Ansätze scheint es für die meisten Beteiligten nur natürlich, daß sich die Psychotherapie um Vereinheitlichung, um das Aufstellen von über Schulengrenzen hinweg konsensfähigen und verbindlichen Wissensbeständen bemühen soll. Damit wäre einerseits den prospektiven Klientinnen geholfen, die mittlerweile oft schon zu Expertinnen werden müssen, um herauszufinden, welche der vielen Therapieangebote überhaupt geeignet sein könnten.² Auch denen, die sich von Psychotherapie als Berufsvorstellung angezogen fühlen, wäre geholfen; sie würden sich eine erzwungene Schulwahl zu einem Zeitpunkt ersparen, zu dem man die einzelnen Ansätze in aller Regel nicht einmal in den Grundzügen überblickt, sich an persönlichen Sympathien orientiert und dabei nicht selten auf dasjenige Modell zugreift, das einem selbst am geläufigsten ist (und von dem man tendenziell wenig profitiert). Mit einem herzeigbaren verbindlichen Wissens- und Interventionsbestand wären schließlich auch die Gespräche mit den anderen am Gesundheitssystem beteiligten Gruppen leichter, die sich bislang von der Vielzahl konkurrierender Modellvorstellungen, die alle unter ‚Psychotherapie‘ laufen und als solche finanziert werden wollen, gestört fühlen, weil sie diese Pluralität als Hinweis auf Relativität verstehen, als Hinweis darauf, daß entweder an keiner dieser Vorstellungen besonders viel dran sein kann oder daß sich einige Trittbrettfahrer unberechtig-

terweise an eines oder wenige elaborierte und wirkmächtige Modelle anhängen oder nach persönlichen Vorlieben eklektisch aus ihnen Bestandteile entnehmen, um die eigene Suppe besser und vor allem als die eigene verkaufen zu können.

Das Ziel und die Hindernisse auf dem Weg dorthin

Für die ‚Psychotherapieszene‘ in ihrer Gesamtheit sollten wir die positiven Effekte einer schulübergreifenden Integration also tatsächlich nicht unterschätzen. Sie würde der Orientierung an örtlichen Kirchtürmen und lokalen Helden entwachsen, zentralisiertere Ausbildungsstellen würden den sektenhaften Beigeschmack verlieren, wären auch in stärkerem Maße und systematischer an relevante methodische und inhaltliche Neuentwicklungen anderer Disziplinen angeschlossen als dies die einzelnen Schulen zur Zeit mangels persönlicher wie organisatorischer Ressourcen und wegen der soziologisch verständlichen, aber nichtdestoweniger unproduktiven binnenschulischen Abschottungstendenzen je sein können.

Bleibt die Frage, wie so eine schulübergreifendes Integrationszenario vorstellbar sein kann; denn zu einfach dürfen wir es uns an diesem Punkt wohl nicht machen, insbesondere sollten wir uns nicht zu glauben verleiten lassen, ein allgemeines Modell für Psychotherapie wäre gar schon erreicht, wie das Grawe (1994, 1995) zum Entsetzen vieler (vgl. Tschuschke, Heckrath & Tress, 1997) mit überzogenem positivistischen Anspruch und dem Hinweis vorgetragen hat, man könne den Entwurf einer modernen, aufgeklärten Psychotherapie getrost an den an den Ergebnissen der empirisch orientierte Psychologie orientieren; diese sei „theoretisch-konzeptuell längst genügend weit fortgeschritten, um einer nicht schulenorientierten Psychotherapie ein solides theoretisches Fundament zu liefern“ (Grawe, 1994, S. 774). Die Integrationsbewegung der Psychotherapien an einer anderen, wie sehr auch immer etabliert und fortgeschritten erscheinenden Führungswissenschaft zu orientieren, hieße nicht nur, sich des eigenständigen und eigenberechtigten Standpunktes zu begeben,³ sondern hieße vor allem, den gerade in seiner Vielfältigkeit so ungeheuer reichen Erfahrungsschatz der psychotherapeutischen Methoden und Modelle gar nicht mehr weiter in einen Prozeß der Schulnintegration einzubringen, sondern ihn als historisches Relikt in ein Museum zu stellen.

Genausowenig wie über den Rückgriff auf eine der Psychotherapie äußerliche wissenschaftliche Autorität läßt sich die

² Dabei geht u. U. ein Teil jener ‚Aufladung‘ verloren, der für Psychotherapie nicht unerheblich ist.

³ und sich damit v. a. auch berufspolitische Mißlichkeiten einzuhandeln, denn diese Führungswissenschaft wird sich dann die Psychotherapeuten so ‚halten‘ wie die Medizin ihre Diätassistenten.

Integration therapeutischer Modellvorstellungen allein durch Empirie bewerkstelligen: Die längste Zeit über vorherrschende differentielle Psychotherapie-Effizienzforschung an großen Stichproben mag für bestimmte Fragestellungen durchaus sinnvoll gewesen sein, für die Entwicklung eines schulenübergreifenden theoretischen Modells ist sie keinesfalls ausreichend. Zuviele, für personenzentrierte, aber auch andere Schulen z. T. problematische oder gar gegenläufige Vorannahmen sind bei solcher Art von Forschung jeweils schon getroffen, etwa daß es – denn sonst macht differentielle Indikation keinen Sinn – klar abgrenzbare Störungsbilder gibt (über deren Diagnostik und das damit transportierte Krankheits- und Behandlungsmodell schon wieder andere Autoritäten ins Spiel kommen), daß Effizienz überhaupt das wesentlichste Kriterium für eine Psychotherapie ist, oder daß sich mit der Methode der Veränderungsmessung die für die jeweilige Psychotherapiemethode relevanten Aspekte gut abbilden lassen (in bezug auf den personenzentrierten Ansatz wäre hier v. a. zu argumentieren, daß herkömmliche Outcome-Forschung die Veränderung von Variablen dokumentiert, die als Eigenschaften des Klienten verstanden werden, und damit die Beziehungsdimension unterschätzt). Auch wenn in letzter Zeit das methodische Problembewußtsein der Psychotherapieforscher stark zugenommen hat und vermehrt auf Prozeß und Ergebnis von Therapien bzw. deren Zusammenhänge das Augenmerk gelegt wird, meine ich, daß die entscheidenden Integrationsimpulse nicht primär und jedenfalls nicht allein aus der empirischen Forschung, sondern aus der theoretischen Reflexion der bisher entwickelten schulenspezifischen Modellvorstellungen kommen müssen und werden. Statt der Berufung auf andere Autoritäten oder der Beweisführung über empirische Fakten also gezielte Binnenreflexion des bisher Entwickelten.

Gezielte theoretische Reflexion bedeutet hier für mich, daß Psychotherapieintegration, obwohl der Begriff primär Vorstellungen von Ganzheit und Vereinheitlichung transportiert, im Sinn der beiden eingangs genannten komplementären Erkenntnisbewegungen (Gleiches im Unterschiedlichen und Unterschiedliches im Gleichen zu finden) die Bedeutung unterschiedlicher Modellannahmen nicht herunterspielen darf. Wie Mahoney (1993, S. 1) gemeint hat, besteht die Zielvorstellung von Psychotherapieintegration: „nicht so sehr darin, Differenzen zu eliminieren, sondern sie zu ‚ernten‘ – sie in eine dynamische ‚Gerichtetheit‘ einzubringen, die aber permanent für weitere Entwicklungen offenbleibt“ (Übersetzung T. S.). Der Vorschlag (übrigens aus der Feder eines Verhaltenstherapeuten) erinnert frappant an einen Satz von Rogers und Wood (1974, S. 115), den Peter Schmid (1997) folgendermaßen übersetzt: „Die klientenzentrierte Theorie ist ständig in Entwicklung – nicht als eine Schule oder ein Dogma, sondern als ein Satz vorläufig formulierter Prinzipien.“

Ich möchte im folgenden untersuchen, wieweit sich über dieses Grundprinzip der Offenheit hinaus Theoriekerne des

personenzentrierten Ansatzes für den von mir seit längerem (Slunecko 1996a, 1996b, 1997) anvisierten, auf eben jene dynamische Gerichtetheit abzielenden Schulendialog als hilfreich erweisen könnten. En passant werde ich versuchen ein paar jener Mißverständnisse ausräumen oder zumindest anzudeuten, die einen produktiven Schulervergleich mit einer gewissen Regelmäßigkeit behindern.

Dazu müssen wir zunächst einmal von der geld- und machtdominierten Debatte über die Effektivität und Effizienz verschiedener Therapiemethoden gänzlich Abstand gewinnen und uns (wieder) zu einer substantiellen Auseinandersetzung mit dem inhaltlichen Gehalt tradierter Ansätze bekennen; zumindest sollten diese unterschiedlichen Aspekte nicht ständig verwechselt und vermischt werden (= 1. Schritt: nicht ständig an Effizienz denken). Weiters soll es vorrangig nicht darum gehen, daß eine Schule bei anderen nach jenen theoretischen oder technischen Bestandteilen fahndet, die ihr abgehen. Auckenthaler (1981, 1983) plädiert in diesem Zusammenhang lieber für eine ‚Integrationsverweigerung‘ der klientenzentrierten Psychotherapie, um nicht zu einer vorbereitenden *Basisstrategie* therapeutischer Beziehungsgestaltung zu verkommen, ohne die es halt auch in der Verhaltenstherapie nicht geht. Wir tun also gut daran, den Schulendialog nicht von vornherein zu instrumentalisieren – wie Buber (1923, S. 19) so schön gesagt hat: nur „wo alles Mittel[denken] zerfallen ist“, geschieht Begegnung (= 2. Schritt: keine Instrumentalisierungen).

Die nächste Falle lauert dort, wo man den Dialog insofern verkürzt versteht, als daß die in der einen Therapieschule beschriebenen Strukturen und Prozesse mit den Mitteln und der Terminologie einer anderen Therapieschule besser erklärt werden sollen und erstere sich alsdann als belehrt fühlen kann (= 3. Schritt: nicht jemandem anderen erklären, wie seine Welt funktioniert).

Ganz im Sinne meines zentralen Eingangsargumentes vom verhängnisvollen Hang zur widerspruchsfreien Erkenntnis gebe ich schließlich eben jenes faustische Motiv auf, die Einheit meines Wissens wieder neu erzeugen zu wollen (4. Schritt: nicht universalisieren); stattdessen schlage ich mich auf die Seite derjenigen Erkenntnisbewegung, die zumeist zu kurz kommt, und interessiere mich für eine Begegnung zwischen therapeutischen Schulen *unter bewußter Beibehaltung von Unterschieden*.

Gezielte theoretische Reflexion unter bewußter Beibehaltung von Unterschieden

Um Unterschiede produktiv betrachten zu können, bedarf es einer gedanklichen Arena, in der bewertende und invasive

⁴ Tausch (1989) ist diesbezüglich gegenteiliger Meinung.

(erklären, instrumentalisieren, Teile plündern, vgl. die letzten Absätze) Impulse zumindest zeitweilig aufgehoben sind. Erst dann wird möglich, was nicht nur eine der wesentlichen Bedingungen für förderliche psychische Entwicklung in und außerhalb der Therapie⁵ ist, sondern aus vielen Gründen die Herausforderung unserer Zeit geworden zu sein scheint: angstfrei anders zu sein, aus dieser angstfrei anderen Position einander zu betrachten und voneinander – besser: aneinander – zu lernen. Genau an dieser Stelle scheinen mir einige Prinzipien und Grundthesen des personenzentrierten Ansatzes besonders anschlussfähig und produktiv zu werden, wenn man sie über den ursprünglich intendierten Kontext der personalen (Therapeutin/Klientin) Begegnung hinaus auch auf die Begegnung zwischen therapeutischen Schulen anwendet. Genau in diesem Sinne möchte ich jenes Zitat von Lévinas – „Einem Menschen begegnen heißt, von einem Rätsel wachgehalten werden“ – abwandeln, mit dem Schmid (1997) seinen Beitrag zum ersten Heft dieser Zeitschrift übertitelt, und also sagen: Einem (anderen) therapeutischen Modell zu begegnen, heißt zunächst einmal: einem Rätsel zu begegnen (günstigenfalls einem, das mich wach hält). Unverzichtbar bei dieser Begegnung ist das – wiederum den Grundsätzen der internationalen personenzentrierten Gemeinde entlehnte Vertrauen in die Sinnhaftigkeit der in diesem therapeutischen Modell ‚eingefangenen‘ Erfahrungswelt: dem Modell vorab zuzugestehen, daß es jedenfalls auch Resultat authentischer Versuche des Weltverstehens, geronnene Lebenserfahrung darstellt.

Weil es sich ja nicht um Personen handelt, sondern um Modelle, muß ich dieses „andere“ nicht unbedingt bedingungslos positiv wertschätzen, es genügt schon, es als Phänomen einmal ohne Bewertungsreflexe betrachten zu können; falls es wirklich an der positiven Wertschätzung gebricht, kann ich mich auf die Frage verlegen, wie es wohl möglich ist, welche persönlichen, kulturellen, institutionellen etc. Bedingungen hier zusammengespielt haben müssen, daß ein so anders beschaffenes theoretisches und praktisches System entstehen konnte, das trotzdem eine vergleichbare Funktion beansprucht. Was Schmid (1997, S. 22) wieder auf die Person bezogen schreibt: „daß das wesentliche Element der Begegnung darin besteht, daß der Mensch mit einer Wirklichkeit zusammentrifft, die ihn erschüttert. Begegnung ist nicht nur einfach eine Erfahrung, sie ist ein Widerfahrnis, die dem Betroffenen etwas entgegensetzt. In der Begeg(e)n-ung geschieht wesentlich anderes als ein idealistisches und subjektivistisches Verständnis von (ausschließlich innerer) Entwicklung nahelegt, von einer Entwicklung oder Verwirklichung, die sich ganz aus eigenem

ergibt“, läßt sich auch auf den Schulendialog ausdehnen: die andere(n) Schule(n) „nicht als Alter ego degradieren, sondern als Fremdes, das mich staunen macht, das ich weder vereinnahme, noch zurückstoße, sondern als Appell und Provokation verstehe“ (ebda, S. 18).

Dieses also keineswegs idealistische oder naiv-humanistisch zu verstehende Betroffen-Sein als grundlegende Begegnungsphilosophie sowie zwei von Schmid an anderer Stelle (1998; S. 28) zur Weiterentwicklung des personenzentrierten Ansatzes formulierten Thesen – 1. die Spannung zwischen ‚Gegenüber‘ und dem ‚Wir‘ nicht einseitig aufzulösen und 2. im Verständnis von Begegnung mit der Wechselseitigkeit Ernst zu machen – sind Elemente einer Denkooperation, die von Wittgenstein angedeutet und im Konstruktiven Realismus zu einer besonders prägnanten Figur – Verfremdung genannt – durchgebildet wurde (vgl. Slunecko, 1996a, 1996b, 1997; Wallner, 1991).

Es handelt sich dabei um ein Organisationsprinzip für komparatives Arbeiten, etwa beim Vergleich therapeutischer Schulen, bei dem unverstandene Voraussetzungen (Setzungen, wie es im wissenschaftstheoretischen Jargon heißt) des jeweils interessierenden Modells auf der Kontrastfolie der anderen am Dialog beteiligten Systeme sichtbar werden sollen. Wir sind also aufgefordert, jeweils die eigene therapeutische Theorie oder Praxis den Bedingungen eines anderen Systems auszusetzen, sie im Kontext einer anderen Auffassung zu lesen zu versuchen. Dabei interessiert nicht der Punkt, wo Übereinstimmungen sichtbar werden, wo im Sinne der hier verfolgten Leitdifferenz das Gleiche im Unterschiedlichen sichtbar wird, sondern jener, an dem Übertragbarkeit oder Übersetzung unmöglich sind, wo etwas in diesem neuen Licht unsinnig, unverständlich oder problematisch wird und also das bisher Selbstverständliche als etwas durchaus unterschiedlich zu Handhabendes hervortritt. In günstigen Momenten werden dann verborgene Grundannahmen der am Dialog beteiligten Systeme ersichtlich, die für deren sinnvolles Funktionieren unerlässlich und bestimmend, aber vorher nicht einsichtig oder nicht direkt verständlich waren. Am Sinnloswerden der Rede – so das Wittgensteinsche Erbe, das hier angetreten wird – offenbaren sich also die Regeln, die das Reden zunächst sinnvoll gemacht haben. Wesentlich bei diesem Vorschlag ist der Vorrang der selbstreflexiven vor den fremdreflexiven Impulsen, d. h. nicht über einen anderen zu reflektieren und dabei alle möglichen aversiven Reflexe auszulösen, sondern vielmehr am Fremden Bedingungen zu erkennen, unter denen die *eigene* Modellbildung verlaufen ist; dann degradiere ich den anderen nicht zu einem Alter ego, dann lasse ich mich in dem oben zitierten Sinn provozieren, strukturelle Voraussetzungen des eigenen Seins einzusehen und darüber das Verständnis der Tragweite und Verbindlichkeit der eigenen Position zu verbessern bzw. ein Verständnis jener Grenzen und Tabus zu entwickeln, die so selbstverständlich aus dem lebensweltlichen Vorverständnis in das theoretische Modell übernommen worden sind.

⁵ Notabene sind natürlich wieder beide Bewegungen bedeutend: klar identifiziert zu sein (Gleiches im Unterschiedlichen; Zusammengehörigkeit), und angstfrei anders zu sein (Unterschiedliches trotz Gemeinsamem; Differenzierung).

Die Vertreter verschiedener Schulen werden also zu Dialogen mit anderen Therapieschulen und auch anderen Wissenschaftsdisziplinen eingeladen, in deren Verlauf sie auf jene Setzungen treffen, die ihren therapeutischen Modellen zugrundeliegen. Dazu müssen sie sich selbst gestatten zu verreisen, aus dem Gerüst des gewohnten Modells aufzubrechen und in andere (Schulen)Realitäten einzutauchen – und zwar ohne Hintergedanken von Integration oder Plünderung, ohne Anspruch, den Dialogpartnern erklären zu wollen, was sie eigentlich tun. Ein Psychoanalytiker z. B. könnte dann feststellen, wie es anderen Schule gelingt, ohne für ihn unverzichtbare Prinzipien (z. B. Abwehr, Widerstand) auszukommen, könnte weiters feststellen, welche theoretischen Vorentscheidungen (z. B. das psychische System als ein Energiesystem) schon getroffen sein müssen, um diese Prinzipien überhaupt sinnvoll formulierbar zu machen.⁶ Im Rahmen einer schulenübergreifenden Fallkonferenz etwa gäbe es genug Gelegenheit, betroffen zu sein, wie es anderen Therapeuten überhaupt möglich ist, von ihm als ‚Abwehr‘ klassifizierte Phänomene jenseits einer psychodynamischen Begrifflichkeit zu konzeptualisieren, oder erstaunt zu sein, daß ein Verhaltenstherapeut in den Deutungen durchaus einmal Verhaltensverschreibungen zu orten meint etc. Es geht also darum, im gemeinsamen Sprechen zu einer Verständigung über Phänomene zu finden, die die bisherigen Theoriesprachen nicht aufheben oder überflüssig machen muß (denn wenn alles so einfach bzw. aus einer Perspektive zu sagen wäre, hätten wir sie ja nicht entwickeln müssen), sondern deren jeweilige Grundgrammatik offenbart. Das Vergewärtigen dieser Grundgrammatik hat für eine therapeutische Theorie ähnliche Auswirkungen wie z. B. das Bewußtmachen lebensgeschichtlich wiederholter Muster für den Verlauf einer Psychotherapie: Betroffenheit, Verunsicherung und doch werden auch Entwicklungspotentiale frei, die bis dahin behindert waren. Im allgemeinen unterschätzen Therapeuten nämlich die Auswirkungen jenes Konglomerates aus versteckten metaphysischen Vorannahmen, paradigmatischen Leitvorstellungen und undurchschauten lebensweltlichen Interessen, die sie vorweg ihrem ‚Gegenstand‘ zuschreiben und die im weiteren Verlauf in die eigene Theorienbildung und Praxisgestaltung einsickern. Je länger ich mich in der Konsensrealität einer therapeutischen Schule bewege und sozialisiert werde, desto unsichtbarer werden im Regelfall deren konstituierende Grundannahmen. Letztlich sind aber

⁶ In dieser Betonung der Selbstreflexion vor der Fremdreiflexion geht der hier vertretene Vorschlag über Anspruch und Gestus hinaus, mit denen z. B. Shlien (1990) den Psychoanalytikern – durchaus scharfsinnig, aber mit voraussehbar geringem Echo – nachzuweisen versucht, daß das Konzept der Übertragung „eine Fiktion ist [...], um sich vor den Konsequenzen ihres eigenen Verhaltens zu schützen“ (S. 43), eine Fiktion, die sich nämlich dann einstellt, wenn die Analytiker aus dem Verstehen des unmittelbar Gegenwärtigen herausfallen.

in der Psychotherapie, wie überall sonst, gerade diese scheinbar so selbstverständlichen, normalen oder gar ‚natürlichen‘ Anschauungen von Bedeutung, jene von persönlicher Lebensgeschichte, institutionellen Strukturen, kultureller, ökonomischer und religiöser Erfahrung bestimmte Art und Weise, eine Situation aufzufassen und bestimmte Leitdifferenzen einzuführen, mit denen die Schülengründer aufbrechen und zu denen wir bei aller Raffinesse der Bearbeitung immer wieder zurückkehren.

Konsequenzen für den personenzentrierten Ansatz

Das Ernstnehmen der Implikationen dieses Begegnungsverständnisses hat natürlich Konsequenzen für die Weiterentwicklung des personenzentrierten Ansatzes; auch er sollte seinen kulturspezifisch-metaphysischen Bias nicht unterschätzen. Rogers zentrale Entwicklungs- bzw. Motivations-theorie, die Aktualisierungstendenz bzw. Selbstaktualisierung (vgl. Hutterer, 1992) kann sowohl was die teleologisch-vitalistischen (vgl. Zurhorst, 1989, 28ff) inhaltlichen Anklänge als auch was die *monothematische* Struktur betrifft (vgl. das zu Beginn gebrachte Argument von der Gleichsetzung des Einen mit dem Guten) als Ergebnis seines religiösen Erbes gelesen werden – und als Versuch, eine tiefe persönliche Gläubigkeit an das christliche Heilsversprechen durch Begegnung und die Aktualisierung des göttlichen Schöpfungswillens im Menschen mit den Mitteln und in der Sprache der amerikanischen 50er Jahre auszudrücken⁷. Im Verein mit seinen bereits dokumentierten und z. T. überwundenen (vgl. O'Hara, 1994) Anpassungsleistungen an die zeitgenössische Wissenschaftsauffassung sind dadurch für die Weiterentwicklung des Ansatzes Hindernisse einprogrammiert, zumindest wenn wir davon ausgehen, daß sich nicht nur die technisch-realistische Seite der Moderne, sondern auch die humanistische Gegenreaktion überleben kann.

Manche Aspekte der hier vorgeschlagenen Selbstentdeckung werden – weil bei aller Verschiedenheit gewisse Fundamente in allen therapeutischen Systemen westlicher Bauart gleich angelegt sind – wohl erst in der Begegnung mit dem kulturell oder geistesgeschichtlich gänzlich anderen verständlich werden können. Deswegen zielt das oben entwickelte Szenario von Bewegungen und Begegnungen inmitten einer Vielzahl von Entwürfen auch auf eine kulturell informierte Psychotherapie ab, die sich ihrer untrennbaren Verflochtenheit mit Kultur bewußt ist und die auch bereit ist, die kulturellen Bedingungen ihrer theoretischen Entwürfe zu reflektieren. In vielen für die Psychotherapie relevanten Bereichen eröffnet uns erst die kulturübergrei-

⁷ Wuttig (1990) bietet eine gute Überblicksdarstellung, wie die Grundzüge von Rogers' Anthropologie in der europäischen und amerikanischen ideengeschichte verortet sind.

fende Begegnung die Möglichkeit, den Ballast, aber auch die Schätze unserer Kultur, die wir seit Jahrhunderten auf dem Rücken tragen, endlich in unsere Hände zu bekommen.

Die gegenwärtigen Ansichten, die die westlichen Psychotherapien der anthropozentrischen und individuozentrischen Gesamtkultur entnehmen (z. B. über Autonomie, Selbstverwirklichung, Kontrolle, Emotionen und die wiederum darin begründeten Vorstellungen über Psychopathologie und Persönlichkeitsstrukturen) stellen keineswegs menschliche Universalien, sondern Resultate von ganz bestimmten Weisen der Welterzeugung dar. Gerade in der transkulturellen Begegnung können, und hier wieder besonders an der mißverständlichen oder abwehrenden Rezeption, wenig bewußte metaphysische Fundamentalentscheidungen transparenter werden. Beispielsweise wurde eine angemessene Rezeption des buddhistischen Begriffs der Leere oder Leerheit (Shunyata) von der in der abendländischen Metaphysik vorgegebenen Gleichsetzung von ‚leer‘ mit ‚nichts‘ (wobei ‚nichts‘ als Abwesenheit Gottes dann Existenzvernichtung bedeutet) behindert, einer Gleichsetzung, die gänzlich im Widerspruch zur eigentlich gemeinten Leerheit als einer Grundlosigkeit oder So-heit (emptiness is suchness), d. h. eines maximalen, gerade nicht defizitären Seins, steht.⁸

In dem nun schon seit einiger Zeit laufenden Dialog mit ‚Therapien‘ buddhistischer Abstammung tritt insbesondere der fundamentale Gegensatz zwischen einer an bestimmten Identitätskonstrukten (Ich- und Selbstkonzepten) orientierten und einer an der Demontage solcher Konstrukte (und an der Leerheit im obigen Sinn) orientierten Therapieform hervor. Es ist leicht einzusehen, daß damit immer auch bestimmte Vorannahmen über Funktion und Ziele von Psychotherapie einhergehen, die z. T. auch in den personenzentrierten Ansatz hineinspielen: etwa ein starker Glaube an persönlichen Fortschritt und Wachstum, ein Weltbild, das am besten von autonomen, selbstbezogenen und sich von innen kontrollierenden Ich-Individuen bewohnt wird, welche die Aufgabe, ja die Pflicht zur Selbstverwirklichung haben. Zu Recht weist Schmid (1997; S. 18) also auf das Persistieren dualistischer Prinzipien und Voraussetzungen im Humanismus bzw. auf die im personenzentrierten Ansatz als (Selbst!)Aktualisierung ja ganz explizite „Egologie“ hin, welche „die Ideale der humanistischen Bewegung insgesamt in einem neuen Licht“ (ebda.) – nämlich in einem durchaus kritischen – erscheinen lassen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang den Soziologen Latour abwandeln, der 1993 getitelt hat *We have never been modern* und behaupten, daß die humanistische Bewegung in

der Psychotherapie (der personenzentrierte Ansatz miteingeschlossen) noch gar nicht in jenen Humanismus eingetreten ist, der sich erst einstellen kann, wenn wir die gesellschaftlichen wie geistesgeschichtlichen Rahmenbedingungen unserer bisherigen Humanismus-Konstruktion verstanden haben. Es ist v. a. der US-amerikanische Sozialkonstruktivist Cushman, der nicht müde wird (1990, 1991, 1995) uns zu versichern, daß die Psychotherapie – gerade auch in Ihrer humanistischen Ausprägung – ohne dieses reflexive Verständnis ihrer Stellung und Funktion nur der herrschenden Gesellschaftsordnung in die Hände spielen kann, zu deren Herausforderung sie anzutreten meint. Ein postmoderner Humanismus (wenn wir das noch so nennen wollen) müßte also einer sein, der die Fallstricke des ursprünglichen Projektes gelöst, sozusagen dessen Unmöglichkeit eingestanden hat, und der aus der Versöhnung mit der eigenen Unmöglichkeit, z. B. der einer ichbezogenen Selbstverwirklichung, neue Qualitäten gewinnen kann. O’Hara (1992) spricht in diesem Zusammenhang von einem relationalen Humanismus, der die Sinnbildung im menschlichen Leben als ein grundsätzlich kooperatives Unternehmen sieht (vgl. auch ihr Beitrag in diesem Heft).

Fazit

Aus dem vermeintlichen Defizit der Heterogenität psychotherapeutischer Modellvorstellungen lassen sich bei geeignetem Betrachtungswinkel Qualitätskriterien entwickeln, von denen die Psychotherapie in Hinblick auf ihre Identität als Disziplin außerordentlich profitieren kann: Reflexive Diskursfähigkeit, Aushalten von Widersprüchen, Identifikation mit einer Position, ohne in dieser zu erstarren, insgesamt ein Wissen über die eigenen historischen und kulturellen Entstehungsbedingungen und Vorgaben – Eigenschaften, die übrigens auch der therapeutischen Praxis gut zu Gesicht stehen – sind nicht zuletzt Abgrenzungskriterien gegenüber anderen Disziplinen mit traditionell monolithischen Wissenskonzepten.

An dieser Stelle fällt der Brückenschlag zum personenzentrierten Ansatz wieder leicht, würde man doch in der Psychotherapie nur mehr jenen Diskurs (wissenschaftlich) verbindlich nennen, in dem Begegnung im Sinne eines Betroffenen-Werdens vom anderen stattfindet, nur mehr das als rational bezeichnen, was Resultat einer in einer gemeinsamen Gegenwart ausgehandelten Verständlichkeit ist. Entscheidungen über die weitere Entwicklung der Psychotherapie können dann nicht länger das Ergebnis unpersönlicher Anwendungen von dekontextualisierten Methoden auf die Psychotherapie sein, sondern wären von Personen verantwortet, die sich miteinander in wechselseitigem Austausch befinden: Eine derartige Metatheorie würde das psychotherapeutische Verständnis von den Bedingungen des eigenen Wissens jedenfalls aus der Empiriehörigkeit befreien und es Men-

⁸ Solche Phänomene sind übrigens keineswegs nur den Religionen vorbehalten: den Kampf mit der Leere hatte z.B. auch die Physik des 19. Jahrhunderts zu führen, die aus Angst vor dem Nichts um Jahrzehnte zu lange an der Äthertheorie festhielt (mündl. Mitteilung von H. Pietschmann, Mai 1997).

schen überantworten, die sich miteinander in aktiver Beziehung und Auseinandersetzung befinden und verstehen, daß die Quelle ihrer Verantwortung, Evaluation und Verbindlichkeit im wesentlichen innerhalb und nicht außerhalb oder jenseits des Diskurses gefunden werden kann.

Es geht also um ein Akzeptieren der Vielfalt des psychotherapeutischen Kosmos, um ein Akzeptieren des Prinzips der Koexistenz, die nicht Zwischenstation auf dem Weg zu einer noch nicht erreichten Vollkommenheit ist, sondern eine konstitutive Qualität. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß sich nichts an der Pluralität der Entwürfe verändern soll, im Gegenteil: Das Verständnis der eigenen Hintergrundannahmen und der Bedingungen der eigenen Gewordenheit löst mit gewisser Regelmäßigkeit Veränderungen, neue Suchbewegungen aus. Aber erst mit dem Einsetzen eines solchen Verständnisses kann ich entscheiden, ob ich den ‚Platz‘, den ich bisher bewohnt habe, ohne ihn in einem reflexiven Sinn zu kennen, auch weiter für meine Intentionen geeignet halte; vorher hätte ich dazu keine Wahl, keinen Horizont gehabt. Wie Stipsits (1990, S. 12) formuliert hat: Nur wer seinen eigenen Standpunkt theoretisch überschaut, wird frei im Gebrauch von Methoden. Voraussetzung bleibt aus personenzentrierter Sicht die authentische „Integration der vielfältigen Wirklichkeitszugänge in die eigene subjektive Erfahrungswelt des Therapeuten ..., die durch Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Theorien nur reichhaltiger, differenzierter und wohl auch komplexer wird“ (Frenzel, 1992, S. 8).⁹

Verstandene Veränderungen in der Therapielandschaft auszulösen ist damit also keineswegs von der Wunschliste ausgeschlossen, die Hoffnung besteht vielmehr darin, daß diese Veränderungen sich von den bisherigen Integrationsbemühungen dahingehend unterscheiden, daß sie dem (wie ich am Anfang argumentiert habe) typisch abendländischen, in der Moderne nur noch mehr verstärkten Drang widerstehen, Ambivalenzen um jeden Preis aufzulösen; Veränderungen, die ihre Richtungsimpulse – seien sie nun integrierend oder differenzierend – aus verstandenen Begegnungen statt lediglich aus der Effizienz schöpfen und damit von jener vielleicht folgenschwersten Entscheidungen der europäischen (Wissenschafts)Geschichte abrücken, das Entscheidungskriterium alleine dem praktischen Erfolg zu überantworten.

Wie wir gesehen haben ist es dazu nötig, einige der fundamentalen epistemologischen Annahmen über die Struktur und v. a. über die Entwicklung von Wissen zu überdenken, Annahmen über die Rolle des Erkennens von Unterschiedlichem und Gleichem als Leitkräfte für theoretische Modifikationen. Wir müssen uns jedenfalls auf einen Diskussionsprozeß mit offener Zukunft einstellen, dessen Sättigung nicht

vorhersehbar ist. Die produktive Kraft von Integrationsbestrebungen innerhalb der Psychotherapie wird aber wesentlich davon abhängen, ob auf solche prozeßhaften und diskursiven Formen der Evaluation und Entwicklung vertraut und ein Forum geschaffen werden kann, auf dem der dazu nötige freie Austausch möglich wird, ein Forum, auf dem die dynamische Gerichtetheit des Prozesses aus Begegnungen emergieren kann, eine Arena, die nicht ständig von standespolitischen Macht- und Geldinteressen verschüttet zu werden droht. Erst dann wären, um noch einmal auf die personenzentrierte Terminologie zurückzukommen, Bedingungen gegeben, unter denen sich eine Schulenintegration im Sinn einer kommunikativen Selbstaktualisierung entfalten könnte.

Literatur:

- Auckenthaler, A. (1981). Integrationsverweigerung: Gegen den Einsatz von klientenzentrierter Psychotherapie als Hilfsmethode der Verhaltenstherapie. *GwG-Info* 42, 12–26
- Auckenthaler, A. (1983). Psychotherapie ohne Strategien. In D. Tscheulin (Hrsg.): *Beziehung und Technik in der klientenzentrierten Therapie. Zur Diskussion um eine differentielle Gesprächspsychotherapie*. Weinheim: Beltz, 33–44
- Buber, M. (1923). *Dialogisches Leben*. Zürich; zit. Nach der Ausgabe von Lambert Schneider, Heidelberg, 1974
- Butterfield-Meisel, C., Hadinger, B., Keil, W. W., Kurz, W., de Mendelssohn, F., Schmid, P. F. & Schwager-Scheinost, M. (1997). *Dialog der Schulen: Ähnlichkeit und Differenzen*. *Person*, 1, 25–39
- Cushman, P. (1990). Why the self is empty. Toward a historically situated psychology. *American Psychologist*, 45, 599–611
- Cushman, P. (1991). Ideology obscured. Political uses of the self in Daniel Stern's infant. *American Psychologist*, 46, 206–219
- Cushman, P. (1995). *Constructing the self, constructing America. A cultural history of psychotherapy*. Reading, MA: Addison-Wesley
- Feyerabend, P. (1976). *Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*. Frankfurt: Suhrkamp
- Frenzel, P. (1992). Messer, Gabel, Schere, Licht, ... Zu den Chancen und Risiken einer eklektischen Psychotherapie. *apg-kontakte*, 1, 5–9
- Grawe, K., Donati, R. & Bernauer, F. (1994). *Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession*. Göttingen: Hogrefe
- Grawe, K. (1995). Grundriß einer Allgemeinen Psychotherapie. *Psychotherapeut*, 40, 130–145
- Hutterer, R. (1992). Aktualisierungstendenz und Selbstaktualisierung. In R. Stipsits & R. Hutterer (Hrsg.): *Perspektiven Rogerianischer Psychotherapie*. Wien: WUV, 146–171
- Korunka, Ch. (1997). *Begegnungen: Psychotherapeutische Schulen im Gespräch*. Wien: WUV
- Kuhn, T. (1962). The structure of scientific revolutions. In O. Neurath, R. Carnap & C. Morris (Hrsg.): *Foundations of the unity of science. Toward an encyclopedia of unified science*. Chicago: University of Chicago Press, 1970, 53–272
- Latour, B. (1993). *We have never been modern*. New York: Harvester Wheatsheaf
- Mahoney, M. J. (1993). Diversity and the dynamics of development in psychotherapy integration. *Journal of Psychotherapy Integration*, 3, 1–13

⁹ Authentische Integration bedeutet natürlich auch, daß aus solch verschiedenen Wirklichkeitszugängen abgeleitete Elemente im therapeutischen Prozeß für den Klienten anschlussfähig bleiben.

- O'Hara, M. (1992). Relational Humanism: A psychology for a pluralistic world. *The Humanistic Psychologist*, 22, 2 & 3
- O'Hara, M. (1994). Carl Rogers: Scientist or mystic? *Journal of Humanistic Psychology*, 34
- Rogers, C. R. (1951). *Client-centered therapy*. Boston: Houghton-Mifflin
- Rogers, C. R. (1957). The necessary and sufficient conditions of therapeutic personality changes. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 21, 95-103
- Rogers, C. R. & Wood, J. K. (1974). The changing theory of client-centered therapy. In A. Burton (Hrsg.): *Operational theories of personality*. New York: Brunner/Mazel
- Schmid, P. F. (1997). „Einem Menschen begegnen heißt, von einem Rätsel wachgehalten werden“ (E. Lévinas). *Perspektiven zur Weiterentwicklung des Personzentrierten Ansatzes*. *Person*, 1, 14-24
- Schmid, P. F. (1998). Begegnung von Person zu Person: Zur Beziehungstheorie und zur Weiterentwicklung des Personzentrierten Ansatzes. *Psychotherapie Forum*, 6, 20-32
- Shlien, J. M. (1990). Übertragung und personenzentriertes Vorgehen. Eine Gegentheorie zur Übertragung. In M. Beer, U. Esser, F. Petermann & W. M. Pfeiffer (Hrsg.). *Jahrbuch für personenzentrierte Psychologie und Psychotherapie* 2, 43-74
- Slunecko, T. (1996a). Einfachheit oder Vielfalt in der Psychotherapie. In A. Pritz (Hrsg.): *Psychotherapie – eine neue Wissenschaft vom Menschen*. Wien: Springer, 293-321
- Slunecko, T. (1996b). *Wissenschaftstheorie und Psychotherapie. Skizzen zu einem reflexiven Wissenschaftsverständnis*. Wien: WUV-Universitätsverlag
- Slunecko, T. (1997). Formen der Begegnung. In: Ch. Korunka (Hrsg.): *Begegnungen: Psychotherapeutische Schulen im Gespräch*. Wien: WUV-Universitätsverlag, 16-37
- Stipsits, R. (1990). Über Eklektizismus und Fundamentalismus. *APG-Kontakte* 1, 8-13
- Tausch, R. (1989). Die Ergänzung der klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie durch andere geprüfte psychotherapeutische Methoden: eine klientenzentrierte Notwendigkeit. *app-kontakte*, 3, 7-14
- Tschuschke, V., Heckrath, C. & Tress, W. (1997). Zwischen Konfusion und Makulatur. Zum Wert der Berner Psychotherapie-Studie von Grawe, Donati und Bernauer. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht,
- Wallner, F. (1991). *Acht Vorlesungen zum Konstruktiven Realismus*. Wien: WUV
- Wuttig, S. (1990). Die Anthropologie von Carl Rogers im Kontext der europäischen und amerikanischen Ideengeschichte. In M. Beer, U. Esser, F. Petermann & W. M. Pfeiffer (Hrsg.). *Jahrbuch für personenzentrierte Psychologie und Psychotherapie* 2, 22-42
- Zurhorst, G. (1989). Skizze zur phänomenologisch-existentialistischen Grundlegung des personenzentrierten Ansatzes. In M. Beer, F. Petermann, W. M. Pfeiffer & C. Seewald (Hrsg.). *Jahrbuch für personenzentrierte Psychologie und Psychotherapie* 1, 21-59